

Heather Petty

**MY DEAR SHERLOCK**

**WEIL ES ENDEN MUSS**



Heather Petty


# MY DEAR SHERLOCK

WEIL ES ENDEN MUSS

Aus dem Amerikanischen  
von Catrin Frischer



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Für meinen Holzhacker,  
du weißt, warum.*

H. P.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2017 Heather Petty

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel:  
»Lock & Mori – Final Fall« bei Simon & Schuster Books for Young Readers,  
einem Imprint von Simon & Schuster Children's Publishing Division, USA

Übersetzung: Catrin Frischer

Umschlagkonzeption: semper smile, München unter Verwendung eines Fotos  
von © Arcangel Images (Nik Keevil, Svetlana Sewell)

MP . Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media FmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-17252-0

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)



# KAPITEL 1

In der ersten Woche meiner Gefangenschaft lief ich wie ein Zirkustiger in meinem Käfig auf und ab. Von jeder Person, die sich mir näherte, verlangte ich, meine Brüder sehen zu können. Ich orientierte mich an den Essenszeiten, um einzuschätzen, wie viel Zeit vergangen war, und aß immer so schnell ich konnte, damit ich meinen Bewachern die leeren Teller durch die Gitterstäbe an die Köpfe werfen konnte. Damals dachte ich, ich könnte gar nicht mehr wütender werden.

Dann verging noch eine ganze Woche ohne ein Zeichen von Alice, die mich hier gefangen hielt, oder meinen Brüdern. Das war mit Sicherheit die Strafe dafür, dass ich Alice an jenem ersten Tag verletzt hatte. Die Jugendfreundin meiner Mutter hatte bestimmt immer noch blaue Flecken im Gesicht, denn ich hatte ihren Kopf gegen die Gitterstäbe meiner Zelle gestoßen. In dunkelster Nacht raubte mir die Horrorvorstellung den

Schlaf, dass Alice und meine Brüder ohne mich nach Amerika aufgebrochen sein könnten. Und dass Alice womöglich, bis mir die Flucht gelang, sämtliche Spuren so gut verdeckt hatte, dass ich meine Brüder in dem riesigen Land niemals wiederfinden würde.

In der dritten Woche knobelten die beiden Wärter, denen Alice meine Bewachung aufgetragen hatte, bereits darum, wer mir das Essen bringen sollte. Ich war dazu übergegangen, mich in den dunklen Ecken meines Gefängnisses zu verstecken, eigentlich mit der Absicht, hervorzustürzen und jeden zu erschrecken, der zu nah ans Gitter trat, aber mein Schweigen schien die Leute mehr zu beunruhigen als jede meiner Drohgebärden. Also verzog ich mich nur aus ihrem Blickfeld und beobachtete, wie die Feiglinge dicht zusammenrückten, über ihre Schultern zu meiner leeren Pritsche lugten und ihre kindischen Spiele spielten. Und als der, den sie Lucas nannten, sich bückte und meinen Teller unter dem Gitter durchschob, langte ich zwischen die Stäbe und krallte meine Finger in seine strubbeligen rotbraunen Locken.

Mit aller Kraft hielt ich ihn fest und zog seinen Kopf näher heran. Als er den Arm durchs Gitter schob, um mich abzuwehren, zerrte ich ihn nach unten, sodass ich ihm die Schulter verrenkte. Ich setzte mein Gewicht so ein, dass der Schmerz ja nicht nachließ und er den Rücken an den Käfig pressen musste, um sich etwas Er-

leichterung zu verschaffen. Dann steckte ich meinen freien Arm zwischen den Gitterstäben hindurch und umklammerte seinen Hals.

Lucas japste nur: »Hilfe!«

Der andere Wächter kam angerannt. »Lass ihn los. Schön friedlich. Mach keinen Ärger.«

»Holt mir meine Brüder her, dann breche ich ihm vielleicht nicht das Genick.« Ich war mir ziemlich sicher, dass ich nicht stark genug war, um ihn ernsthaft zu verletzen, aber die Drohung schien den namenlosen Wächter in eine Art stumme Panik zu versetzen. Alice hatte die Männer offenbar vor mir gewarnt. Das konnte ich mir zunutze machen.

Lucas tat sein Bestes, um ruhig zu bleiben, aber als sein Kollege zu lange brauchte, um zu entscheiden, was jetzt getan werden sollte, brüllte er: »Hol Trent, du Dumpfbacke!«

Trent war offenbar ihr Anführer. Gut zu wissen.

»Nicht Trent! Meine Brüder!« Ich belastete Lucas' seltsam verrenkten Arm noch ein bisschen mehr, bis er wieder aufschrie.

»Stan! Geh doch!«

Stan gehorchte bereitwillig genug, aber ich rechnete trotzdem nicht damit, dass meine Brüder gleich durch die Tür kommen würden. Nicht wirklich. Alice hielt sie absichtlich von mir fern. Seit ihre Freundin, die Krankenschwester, neulich Abend meine Wunden versorgt

hatte, hatte sie mir nicht mal ein Update von Michaels Zustand gegeben. Ich wusste nur, dass er noch nicht wieder aufgewacht war. Und angeblich war das normal, »angesichts dessen, was er durchgemacht hat«. So saß ich nun hilflos in einem Käfig, während Michael im Koma lag und meine anderen Brüder in der Obhut einer Psychopathin waren, die drei Menschen umgebracht hatte und krankhaft auf meine verstorbene Mutter fixiert war. Alice konnte den Jungs alles Mögliche antun – und ich war nicht in der Lage, sie davon abzuhalten. Lucas schrie wieder auf und ich verlagerte mein Gewicht ein wenig, um den Druck auf seinen Arm zu verringern. Wenn ich ihn brechen sollte, dann nur vor Alices Augen, nicht schon, bevor sie hier war.

»Sie kommt nicht«, sagte eine Stimme irgendwo oben im Gebälk der Scheune.

»Wer ist da?«, brüllte ich. Vor Schreck musste ich Lucas fester umklammert haben, denn er fing an zu würgen und seine Fingernägel bohrten sich in die Haut meines Armes.

»Du musst dir schon was Besseres einfallen lassen, als den da zu bedrohen, wenn du ihre Aufmerksamkeit willst.«

»Zeig dich!« Ich umklammerte Lucas noch fester und er röchelte. Er kratzte und zerrte weiter an meinem Arm, aber er wurde schon schwächer und irgendwas daran faszinierte mich.



Könnte ich so etwas wirklich tun? Ihn festhalten, bis er das Bewusstsein verlor? Bis er starb?

»Jetzt fällt der Groschen, oder? Einen Wächter hast du weggeschickt und den anderen setzt du außer Gefecht. Aber wenn das von vornherein dein Plan war, warum hast du so lange damit gewartet?«

Lucas sackte ohnmächtig in meinen Armen zusammen. Ich ließ ihn am Gitter runterrutschen, kniete mich in den Dreck und tastete seine Taschen nach dem Schlüssel für meine Zelle ab. Dabei guckte ich mit zusammengekniffenen Augen ins Gebälk hoch, um denjenigen zu erspähen, der mich da verhöhnte. Eigentlich spielte es keine Rolle, wer das war. Es war nur ein Mann – und von dem konnte ich mich nicht aufhalten lassen. Ich musste hoch zum Farmhaus, zu meinen Brüdern. Ich musste wissen, dass mit ihnen alles okay war.

Keine Schlüssel. Ich wollte Lucas auf die andere Seite wälzen und weitersuchen, aber da hörte ich irgendwo in der Scheune einen dumpfen Aufprall und die Stimme kam näher.

»Glaubst du wirklich, Miss Alice würde deinen Schlüssel zur Freiheit bei einem Mann lassen, der zu dämlich ist, die Taschenlampe an seinem Gürtel zu benutzen, bevor er sich deiner Zelle nähert?«

Er hatte recht. Dazu war Alice zu schlau. Ehrlich gesagt, traute sie wahrscheinlich niemandem außer sich

selbst. Mein Zellenschlüssel baumelte höchstwahrscheinlich um ihren Hals.

Ich schüttelte eine reizvolle kleine Vision ab, *in der ich sie mit eben jener Kette erwürgte, an der dieser Schlüssel hing* – und dann schnappte ich mir Lucas' Taschenlampe und richtete ihren Strahl in die Ecke der Scheune, aus der die Stimme gekommen war. Der Mann war schon woanders.

»Gut gemacht.«

Ich drehte mich nach rechts um, wo eine Gestalt an einem der Hauptstützpfiler der Scheune lehnte. Ein Mann in Schwarz, wie die anderen Wächter, nur trug er noch eine kurze grüne Jacke darüber. Die wirkte irgendwie militärisch, so wie sein Haarschnitt, der an den Seiten extrem kurz war. Als das Licht der Taschenlampe auf sein Gesicht traf, hielt er die Hand schützend über die Augen, sodass nur sein Lächeln strahlte.

»Du musst Trent sein«, sagte ich.

Er bestätigte das weder noch stritt er es ab, doch ich war mir ziemlich sicher. Er trat auf wie einer, der das Kommando hat. So jemanden hatte ich bei Alice' Leuten nicht erwartet. Er wirkte jünger und intelligenter als ihre anderen Schergen – eigentlich *zu* intelligent, um für ihresgleichen zu arbeiten.

»Also, was ist der nächste Schritt? Die Wachleute bist du losgeworden. Was jetzt?«

»Du lässt mich raus?«

Er schüttelte den Kopf, lächelte aber noch breiter. »Würde keine große Rolle spielen, wenn ich das täte. Ich hab das ganze Gelände umstellen lassen. Du würdest nicht weit kommen.«

»Ich muss nur bis zum Haus.«

Trent schien sich das durch den Kopf gehen zu lassen. »Weißt du was, ich sehe mindestens vier Wege, wie du aus deinem Käfig entkommen kannst. Wenn du allein rausgelangen und mich außer Gefecht setzen kannst, gebe ich dir freien Zugang zum Haus.«

Skeptisch beäugte ich ihn und richtete anschließend wieder meine Taschenlampe auf ihn, um mir genauer anzusehen, mit wem ich es zu tun hatte. Er war nur ein kleines Stück größer als ich und ziemlich mager, bis auf seine Schultern, die so breit waren, dass der Stoff seiner Jacke spannte. Er schien stark zu sein. Aber ich hatte gelernt, auf eine Art zu kämpfen, bei der seine Kraft nicht ausschlaggebend sein musste. Vielleicht ...

»Nur du? Du holst jetzt nicht noch mehr von deinen Männern?«

»Nur ich.«

Ein paar Sekunden beobachtete ich ihn, dann schob ich meine Hand zwischen den Gitterstäben durch. »Gibst du mir die Hand darauf?«

Er schmunzelte leise und schüttelte den Kopf. »Du musst dich schon auf mein Wort verlassen. Ich bin nicht so leicht zu verarschen wie die anderen.«

Ich zuckte mit den Schultern und knipste die Taschenlampe aus, dann trat ich einen Schritt zurück, damit ich mir einen Überblick über meine ganze Zelle verschaffen konnte. Drei Wochen hatte ich in diesem Raum verbracht und war dabei so sehr auf die andere Seite des Gitters fokussiert gewesen, dass ich die Zelle selbst nur ganz wenig erkundet hatte. Ich hatte Alice wohl überschätzt, als ich unterstellt hatte, sie würde mich nur irgendwo unterbringen, wo es keinen Weg nach draußen gab. Bis zu diesem Abend war mir nicht mal der Gedanke gekommen, dass ich ohne Schlüssel hätte fliehen können. Ich hätte es besser wissen sollen. Jede Falle hat ihre Schwachstelle.

Und die meiner war das Klo.

Meine Zelle war vermutlich aus drei ehemaligen Pferdeboxen gemacht worden. Die Zwischenwände waren rausgenommen und die Vorderseite durch eine Wand aus Gitterstäben ersetzt worden. Und dann war die Seitenwand der hintersten Pferdebox zu einem absperrbaren Gatter umgebaut worden, dem eigentlichen Ein- und Ausgang. Toilette, Dusche und Waschbecken gab es in einem Verschlag, der den größten Teil der ersten Box einnahm. Ich fand es seltsam, einen Raum im Raum zu bauen, mit Rahmen und Trockenbauwänden, statt einfach nur eine Wand zu ziehen und so einen Teil der Box abzugrenzen, aber so war das nun mal konstruiert worden. Eine Person, die auf dem Spülkasten stand, müsste

den oberen Balken des Wandrahmens ziemlich leicht erreichen können.

Schnell schätzte ich, wie weit es von der Toilette bis zu dem Deckenbalken war, der quer über der Badezimmerdecke verlief. Wenn ich diesen Balken irgendwie erreichte, könnte ich mich vielleicht hochziehen, dachte ich. Wahrscheinlich klappte es nicht, aber einen Versuch war es wert.

Meine Chancen wären besser, wenn ich mir einen Vorsprung verschaffen könnte, aber das bedeutete, dass ich mir genau überlegen musste, welchen Fuß ich zuerst setzen sollte, und planen, wann exakt ich vom Boden auf den Klodeckel und von dort auf den Spülkasten sprang, damit ich genügend Schwung bekam, um die dünne Wand dahinter hochzuklettern. Das war ein ziemlich unmögliches Unterfangen. So was funktionierte nur in sorgfältig choreografierten Actionfilmen – nach mehreren Klappen.

Aber irgendwas an Trents Herausforderung hatte einen Funken in mir entfacht. Höchstwahrscheinlich spielte er nur mit mir – eins von Alice' Psychospielen vermutlich. Aber selbst wenn ich nur den Hauch einer Chance hatte, musste ich es versuchen. Schließlich wollte ich unbedingt wissen, ob es meinen Brüdern gut ging.

»Zuerst den leichtesten Weg raus«, sagte ich, dann rüttelte ich an den Gitterstäben. Ich griff nach dem Vor-

hängeschloss auf der anderen Seite und zog daran, aber es klickte nur nutzlos. Dann drehte ich mich um, lehnte mich seufzend mit dem Rücken gegen die Tür und tat so, als würde ich mich umschauen. Wenn ich schnell genug ins Gebälk hochkam, konnte ich vielleicht auf der anderen Seite des Gitters auf den Boden springen und aus dem Scheunentor rennen, bevor Trent mich einholte.

Ein Wunschtraum, da war ich mir ziemlich sicher, aber ich wartete trotzdem und starrte auf den Boden, bis ich den ganzen Weg genau durchgeplant hatte. Und dann rannte ich los, den linken Fuß zuerst, sodass der Schritt auf den Klodeckel mit dem rechten Fuß mich nach oben beförderte. Den Spülkasten berührte ich kaum mit dem linken Fuß, um etwas mehr Schwung zu holen, aber ich schaffte es nur, mich an den oberen Teil der Trockenbauwand zu krallen. So viel zu meinem Vorsprung. Ich kletterte die Wand hoch, und bis es mir gelungen war, mich so weit nach oben zu ziehen, dass ich das Knie auf die Kante setzen konnte, tauchte Trents Kopf auch schon ein paar Meter weiter im Gebälk auf.

»Nicht der leichteste Weg, aber effektiv.«

Er verschwand und mein Gesicht verfinsterte sich. Ich sprang auf den nächsten Balken. Ich hätte es bis ins Deckengebälk geschafft, aber jetzt saß ich hier fest und konnte weder runter noch an ihm vorbei. Und die Balken schwankten ein bisschen, als ich von einem zum

anderen turnte. Sie schienen zwar so stabil zu sein, dass sie mich tragen würden, trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, ich könnte jeden Moment abstürzen. Ich balancierte, bis Heuballen auftauchten, die so hochgetürmt waren, dass sie mir als Leiter dienen würden, sobald ich nach unten klettern wollte. Aber vorher musste ich einen Weg aus der Scheune finden.

So gut ich nur konnte, sah ich mich um, aber Trent war nirgendwo zu entdecken. Mit Sicherheit ein schlechtes Zeichen, aber im Gebälk hocken zu bleiben, würde ihn auch nicht zum Vorschein bringen oder meine Flucht sauberer gelingen lassen. Also kletterte ich runter. In letzter Sekunde, ehe meine Zehen den Scheunenboden streifen konnten, nahm ich eine Bewegung am Rande meines Blickfelds wahr – dann ging das Licht aus. Ich kletterte wieder ein Stück höher und verzog mich hinter einen Heuballen. Das unwiderstehlich milde Licht des Mondes fiel durch das Scheunentor herein. Jetzt hatte ich zwei Optionen: entweder rannte ich drauflos und setzte darauf, dass Trent nicht mit meiner Kühnheit rechnete – oder ich spielte so lange Verstecken, bis ich eine Möglichkeit fand, an ihm vorbeizukommen und wegzulaufen.

Ich preschte auf das Scheunentor zu. Dicht hinter mir hörte ich Trents Schritte, aber das Glück war auf meiner Seite. Beinahe wäre ich über eine Truhe mit Reitsachen gefallen und lang hingeschlagen, aber als ich mich wie-

der fing, streifte meine Hand eine Peitsche, die unter dem Deckel hervorragte. Eine tolle Waffe war das nicht, aber besser als gar nichts. Vielleicht waren Locks Baritsu-ktionen ja doch nicht so ganz nutzlos gewesen.

Als Trent so nah war, dass ich ihn atmen hörte, wirbelte ich herum und hielt die Peitsche mit beiden Händen vor mich. Er stutzte nicht mal. Ehe ich meine Waffe einsetzen konnte, hatte seine Hand mich gepackt. In der nächsten Sekunde war ich bereits vollständig in seiner Gewalt, mit nur einem einzigen Arm klammerte er meine beiden hinter meinem Rücken zusammen. Ein paar hoffnungsvolle Augenblicke kämpfte ich gegen seine Umklammerung, aber dann ließ ich es bleiben. Es war sinnlos. Er hatte mich erwischt.

Er schob meine Hand am Rücken hoch und drückte gegen meinen Ellenbogen, bis mir die Schulter wehtat. Eine unnötige Vorsichtsmaßnahme. Wahrscheinlich auch eher eine Botschaft als der Versuch, mich zu verletzen. Aber auf diese Weise hatte er die andere Hand frei und konnte sich auf dem Weg zurück zu meiner Zelle etwas über den Kopf ziehen, das er um den Hals getragen hatte. Er hatte also auch einen Schlüssel, gut zu wissen. Um seine Männer schien er sich nicht viel Gedanken zu machen – oder vielleicht war er auch wirklich sauer auf Lucas, denn er schob seinen bewusstlosen Körper zur Seite wie einen herumliegenden Heuhaufen.

Nachdem Trent das Vorhängeschloss aufgesperrt hatte,



drückte er mich gegen das Gitter, als wollte er mich fester packen. »Das mittlere Kind ist erwacht«, sagte er leise. »Und das älteste schleicht sich raus bei Nacht.«

»Macht sie dir Ärger, Trent?« Stan war offenbar zurück.

»Dieses kleine Ding?«, sagte Trent höhnisch – und laut. »Ärger? Mir?« Und dann sagte er im Flüsterton. »Um zwei Uhr nachts. Nordecke.« Er schubste mich in meine Zelle, sodass ich stolperte und auf die Knie fiel. »Für Lucas war sie aber offensichtlich zu viel. Kommst du her und guckst mal, ob er vielleicht tot ist?«

Stan lachte und ich versteckte mein Gesicht, so als würde ich mich schämen, damit er meine Genugtuung nicht sah. Wenigstens war es mir gelungen, einen Informanten zu finden. Und unser Deal galt noch, soweit ich das einschätzen konnte. Wenn ich Trent irgendwie schlagen konnte, würde ich freien Zugang zum Haus erhalten. Zu Michael. Mir fehlte nur noch ein Plan.

Zwei Pläne. Einen, um zu entkommen, und einen, um Alice ein für alle Mal auszuschalten. Und bei ihr hatte ich nur einen Versuch, da war ich mir sicher.

## KAPITEL 2



Trent zufolge gab es noch drei weitere Wege aus meiner Zelle, und ich war fest entschlossen, sie alle vor dem nächsten Zusammentreffen mit dem Mann zu finden. Das hieß, es wurde Zeit für Erkundungen.

Zuerst ging ich in die äußerste Ecke der Zelle. Zwischen der Badezimmerwand und der nach Norden gewandten Scheunenseite befand sich eine seltsame kleine Höhle. An sich war nichts Besonderes daran, außer dass sie sehr versteckt lag. Als ich dort hinkroch, konnten die Männer in der Scheune mich nicht mehr sehen, auch drang kein Licht von den Lampen unter der Decke bis in diesen Raum. Das konnte sich als nützlich erweisen.

Möglicherweise war dies einer der anderen Wege, die hoch ins Deckengebälk führten. Die hintere Wand des Badezimmers war so glatt, dass ich mich, den Rücken an sie gepresst und mit den Füßen an den rauen Scheunenbrettern, ziemlich leicht nach oben drücken konnte.

Das versuchte ich, immer noch vor den Wächtern verborgen, und etwa auf halbem Weg fand ich einen Querbalken vom Badezimmerrahmen, der gerade so breit war, dass ich darauf sitzen konnte. Ganz vorsichtig verdrehte ich meinen Körper so, dass ich die Füße auf den Balken hinaufziehen und mich langsam aufrichten konnte. Auf dieser Höhe entdeckte ich einen Balken, der nur wenige Zentimeter über der Badezimmerwand verlief. Das war wirklich der ideale Fluchtweg, was hieß, niemand kannte ihn, sonst wäre er bestimmt irgendwie versperrt worden.

Zufrieden hüpfte ich wieder nach unten. Gerade als ich auf meine Pritsche zuing, kam Stan mit seinem Essen und dem für Lucas. »Das wird nichts mit der Gefahrenzulage«, sagte Stan. Er amüsierte sich anscheinend köstlich. »Trent hat gesagt, er müsste deinen Lohn eigentlich einbehalten, weil du bei der Arbeit geschlafen hast!«

Stan lachte und Lucas stierte finster in die Ecke, in der ich mich vorhin versteckt hatte. Und da sah ich, dass eine Taschenlampe an der Tür lag – und keiner hatte es bemerkt.

Ich hustete, um ihn abzulenken, und winkte ein bisschen mit den Fingern, als er sich zu mir drehte. Unbewusst fuhr er sich mit der Hand übers Haar, ein finsterner Blick und er machte sich über sein Essen her. Ich nutzte die Ablenkung, um die Taschenlampe zu holen und sie in der kleinen Nische zu verstecken, die ich ge-

rade erkundet hatte. Dort blieb ich eine Weile sitzen und lauschte meinen Wächtern, die wie Schweine am Trog fraßen, während ich mich in meinem Versteck umschaute und auskundschaftete, welche Teile meiner Zelle ich nun sehen konnte.

Leider war der Raum nicht zum Ausspähen geschaffen. Nur ein paar Gitterstäbe und ein Stück von der offen stehenden Badezimmertür konnte ich ausmachen. Und da wurde mir klar, dass die Tür eine seltsame Form hatte. Sie schien uralte zu sein, abgenutztes Holz und blätternde rote Farbe, die wohl einmal so ausgesehen hatte wie das gestrichene Mauerwerk am Scheuneneingang. Vielleicht hatte sie ja mal als Eingangstür gedient. Sie war über zwei Meter hoch, und wenn ich es schaffte, sie aus den Angeln zu heben, konnte sie gut als Rampe dienen, die mich über die obere Kante des vergitterten Verschlags hinweg ins Deckengebälk bringen konnte.

Als meine Wächter endlich zur Nacht das Licht der Lampen dimmten und es still wurde in der Scheune, spähte ich hinter der Tür hervor. Lucas stand mit dem Rücken zur Zelle, Stan war nirgends zu entdecken, doch ich konnte ihn mit jemandem drüben nicht weit vom Scheunentor reden hören. Ich knipste die Taschenlampe an und guckte noch mal um die Ecke. Niemand schien das Licht zu bemerken. Also ließ ich den Lichtstrahl an der Tür hochwandern.

Die beiden oberen Angeln waren mit Farbe über-

malt und schienen zusammenzukleben, es würde Arbeit machen, sie zu lösen. Aber die untere Angel sah neu aus. Ehe ich sie mir genauer ansehen konnte, lenkte mich etwas unten an der Türkante ab. Ich musste mich tatsächlich auf den strohbedeckten Boden legen, um es richtig anschauen zu können, aber da, am unteren Rand, an der Ecke war eine Nachricht ins Holz geritzt worden.

WENN DAS JEMAND SIEHT:  
ICH HEISSE ALICE STOKES  
WERDE SEIT 223 TAGEN  
GEFANGEN GEHALTEN  
2. NOV 1990

Alice hatte dieses Gefängnis also nicht gebaut, sie war auch eine Gefangene gewesen – und das viel länger als ich. Das wäre vielleicht zum Lachen gewesen, aber als ich mich wieder auf die Knie aufrichtete, schwenkte der Lichtstrahl der Taschenlampe auf eine andere Stelle, wo ziemlich deutlich Alice' kleiner Kalenderersatz zu erkennen war. Sie hatte Kerben ins Holz geritzt – und es waren viel, viel mehr als 223. Wenn jede dieser Markierungen für einen Tag von Alice' jugendlicher Gefangenschaft stand, war es ein Wunder, dass sie überhaupt irgendwie zurechtkam. Diese Kerben verwiesen auf gut achtzehn Monate Gefangenschaft.

Ich hätte Mitleid für sie empfunden, wenn sie mir nicht dasselbe angetan hätte. Aber warum war sie in Gefangenschaft gehalten worden? Diese Frage drängte sich auf. Aber noch wichtiger war: Welche Wirkung erwartete sie von dieser Gefangenschaft auf mich?

Diese und noch einige andere Fragen schwirrten mir im Kopf herum, deshalb rechnete ich nicht damit, in dieser Nacht schlafen zu können. Aber für alle Fälle kroch ich wieder in die Nische und wartete darauf, dass es 2 Uhr wurde.

\*\*\*

Zirka dreißig Sekunden zu lange dauerte es, bis mein schlaftrunkenes Hirn verstanden hatte, warum es so eng und dunkel war – und was dieses nervtötende hämmernde Geräusch gleich neben meinem Kopf hervorbrachte.

»Was ist denn?«, stöhnte ich vielleicht lauter, als ich es hätte tun sollen.

Ein paar Herzschläge lang wurde es still, dann hörte ich die knurrenden Atemgeräusche und das offenkundige Schnarchen meiner Bewacher. Augenblicke später wurden zwei Wandbretter zur Seite gezerrt und in der Nordecke entstand eine kleine, mit einem Fliegengitter abgeschirmte Öffnung. Ich knipste die Taschenlampe an und schnappte nach Luft.

»Freddie!« Es gelang mir, leise zu sprechen, aber die

Tränen, die mir in die Augen stiegen, konnte ich nicht zurückhalten. Gerade mal einen Monat war ich ohne ihn gewesen – und trotzdem war ich unheimlich erleichtert, ihn zu sehen.

»Du bist es«, sagte er und drückte mit den Fingern gegen das Fliegengitter.

Ich presste meine Fingerkuppen an seine und spürte, wie mir eine Träne über die Wange rollte. Schnell wischte ich sie weg. Es war zwar nicht dasselbe, wie ihn bei mir in der Zelle zu haben, doch ich konnte die Wärme seiner Haut spüren.

»Trent hat gesagt, ich soll Steine an diese Luke werfen und sie dann zur Seite schieben. Aber ich hätte nicht gedacht ...«

»Dass ich auf der anderen Seite bin? Ich hatte auch keine Ahnung, warum ich hier warten sollte. Aber ich musste dich sehen. Ich wäre fast ausgerastet.«

»Ich hab mich nachts rausgeschlichen, um dich zu suchen. Aber ich konnte nicht in die Scheune kommen, wegen der ganzen Männer. Hätte ich mir denken können, dass du hier steckst. Bist du da drinnen eingeschlossen?«

»Mach dir um mich keine Gedanken. Wie geht es euch dreien? Erzähl mir alles.«

»Sean geht's gut. Er ist Alice' Liebling, also darf er machen, was er will. Er lernt sogar kämpfen von Trent.«

»Du nicht?«

Freddie verzog das Gesicht. »Zu viel zu tun.«

Ich war mir ziemlich sicher, das war nicht alles, aber ich beließ es dabei. »Und Michael?«

Fred schaute zu Boden und wollte den Kopf nicht heben.

»Was ist denn? Du darfst mir das nicht verschweigen.«

»Alice will nicht, dass wir dir das erzählen.«

»Seit wann hat Alice dir mehr zu sagen als ich?«

»Sie sagt, es ist nur zu deinem Besten. Damit du nicht so wirst wie Dad.«

Ich spürte, wie sich meine Oberlippe hochzog, als er unseren Vater erwähnte. Dass Alice mich mit ihm verglich! »Sie weiß gar nichts.«

»Sie sagt ...«

»Alice hat nichts zu sagen. Sie gehört nicht zur Familie.«

Ich sah, wie ein Schatten über sein kleines Gesicht zog, als er nachdachte, dann hellte es sich wieder auf. Er kam ganz nah ans Gitter, berührte es praktisch mit den Lippen. Er lächelte nicht.

»Er ist anders geworden, Mori. Wie ein anderer Mensch. Und er erinnert sich nicht an Sachen.«

Mein Herz schlug schneller, angetrieben durch eine Überdosis Panik und Wut. »Aber er erholt sich doch, oder? Das wird besser, wenn er erst wieder gesund ist.«

Freddie wand sich, weil er mir nicht mehr erzählen mochte. »Das sagt die Krankenschwester zu uns, aber es ist nicht das, was sie zu Alice sagt.«



»Im Vertrauen?«, fragte ich, doch ich kannte die Antwort.

»Wenn sie denkt, wir sind nicht in der Nähe.«

Plötzlich schien nichts anderes von Bedeutung zu sein. Ich musste Michael sehen. Ich musste seinen Zustand mit eigenen Augen begutachten.

»Geh wieder zurück zum Haus.«

»Ich hab noch ein bisschen mehr Zeit zum Reden.«

»Geh zurück. Wir treffen uns da.«

Fred starrte mich einen Moment lang an, dann hörte ich das leise Kratzen, mit dem die Bretter wieder an ihren Platz geschoben wurden, aber bevor sich die Luke schloss, war ich schon auf dem Weg.

Den Rücken an die Außenwand des Badezimmers gedrückt, stemmte ich die Füße an die Scheunenbretter und schob mich aufwärts. Dieses Mal kam mir der Weg viel länger vor, vielleicht weil ich versuchte, die Taschenlampe auf meinem Schoß zu balancieren. Vielleicht auch, weil ich öfter innehielt, um zu lauschen, ob das Scharren, Treten und all die kleinen Geräusche, die ich machte, niemanden geweckt hatten, der dann auf der anderen Seite des Gitters stehen und mich packen würde. Das kam nicht infrage. Nicht heute Nacht.

Als ich auf dem Querbalken des Rahmens stand, zog ich mich weiter nach oben in Richtung Dach. Ich hatte es geschafft. Alles war still, von unten hörte ich Schlafgeräusche, deshalb erlaubte ich mir, die Taschenlampe zwei-

mal anzuschalten. Das erste Mal, um mir den Weg entlang der Deckenbalken einzuprägen, und noch mal, um irgendwo Halt zu finden, als ich an einem der Stützbalken am vorderen Scheunentor runterkletterte.

Ganz kurz fragte ich mich, was Trent wohl von dieser kleinen Vorstellung gehalten hätte, doch dann konzentrierte ich mich auf das nächste Hindernis: Wie sollte ich ungesehen zum Haus gelangen? Durch die offene Tür konnte ich ein paar schwach erleuchtete Fenster im Haus ausmachen, aber zwischen der Scheune und diesem Licht regte sich nichts. Ein paar Gestalten meinte ich vor dem Tor auf der Auffahrt zu entdecken, aber in meiner Nähe war keiner.

Ich würde drauflosrennen und hoffen müssen, dass Trents Männer nicht zwischen Scheune und Haus nach mir suchten. Es war ein Risiko, aber ich hatte nicht viel Zeit. Wenn ich das Mondlicht mied und Sprints einlegte, würde mir schon nichts passieren.

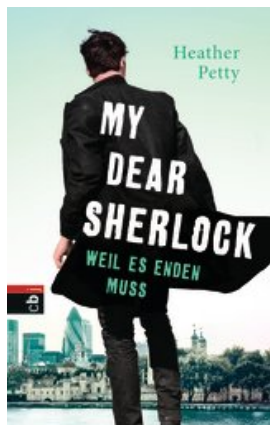
Ich war bis ganz zum üppig wuchernden Garten gekommen, bevor ich den nächsten Wächter sah. Seinen Namen kannte ich nicht, aber ich glaubte, mal gehört zu haben, wie Stan ihn gerufen hatte. *Grady*? Hieß er nicht so? Grady, der Wachmann? Er war ziemlich groß, aber irgendwie nicht so imposant wie die anderen. Vielleicht lag es daran, dass er mich nur ein paar Zentimeter überragte. Neben den Stangen, an denen die Bohnen rankten, kauerte ich mich hin und wartete, bis er vorbeiging.

Er schien mir ein wenig zu lange zur Scheune hochzugucken – und dann lief er los. Auf die Scheune zu.

Mir war egal, was er da gesehen hatte, ich musste mich beeilen. Ich musste zu Michael. Deshalb vergewisserte ich mich, dass mich kein weiteres Paar Augen aus der Dunkelheit anstarrte, und rannte auf die Küchentür zu, durch die Alice mich erst vor ein paar Monaten ins Haus gelassen hatte. Damals, als sie nur die blauhaarige Frau auf dem Foto meiner Mutter gewesen war. Damals, als sie Mutters Freundin gewesen war und für uns hatte sorgen wollen. Als ich nicht mal geahnt hatte, was wirklich aus ihr geworden war.

Ich war überrascht, aber doch nicht zu sehr, als ich die Küchentür unverschlossen vorfand. Wir waren hier echt auf dem Land, wo Leute nur selten ihre Häuser verriegelten. Alice war allerdings ziemlich paranoid, deshalb weckte es meinen Argwohn, dass sie es Eindringlingen so leicht machte, in das Haus zu gelangen, in dem sie schlief. Aber als ein eifriges weißes Gesicht hinter den Glasscheiben der Küchentür auftauchte, wusste ich, dass ich mir keine Sorgen machen musste.

Freddie hatte aufgeschlossen. Er lächelte, dann öffnete er die Tür und sprang in meine Arme. Das war eine seltsame Geste von meinem ältesten Bruder. Er war nicht übermäßig stoisch, aber für Sentimentalitäten hatte er auch nichts übrig. Ich konnte mich an keinen Zeitpunkt in unserem Leben zurückerinnern, an dem er mich so



Heather Petty

## **My Dear Sherlock - Weil es enden muss**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17252-0

cbj

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Zwischen Liebe und Hass liegt nur ein Wimpernschlag

Mori sinnt auf Rache. Und nur eine Person steht noch zwischen ihr und der Gerechtigkeit, die sie verdient: Sherlock. Der entwaffnende, brillante Lock. Sie spielt die Rolle der treuen, gequälten Freundin und manipuliert Lock, ihr zu helfen, während sie still und leise den Untergang ihres Vaters vorbereitet.

Doch als einer ihrer Pläne Unschuldige in Gefahr bringt, durchschaut Lock das Lügengespinnt und stellt Mori vor die Wahl – eine Entscheidung, die den Rest ihrer beider Leben bestimmen wird.

 [Der Titel im Katalog](#)